



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Wohin?

Warum mein Bächlein so schnell zu Tal,
Warum solch' wilde Hast?
Was soll der brausende Wasserfall,
Die tobende schäumende Last?

Dein Hasten ist die wilde Glut,
Die mich treibt von Ort zu Ort,
Dein Schäumen ist mein heißes Blut,
Das reißt mich mit sich fort.

Mein trautes Bächlein nimm mich mit,
Ich liebe die Welt gar sehr,
Wohin du eilst, ich halte Schritt,
Ich folge dir bis ans Meer.

Das Meer ist groß, das Meer ist weit,
Dort senke ich mein Leid hinab,
Dort wird die Welt zur Ewigkeit
Und die Woge zum ewigen Grab.

Was zwingst du dich durch Stein und Erz,
Mein Bächlein sage du,
Vielleicht treibt dich der gleiche Schmerz
Dem fernen Meere zu.

Wlons Wilhelm, Eisenach.

Der Bursche des Prinzen Alexander.

(Fortsetzung).

Roman von Victor Seilling.

(Nachdruck verboten.)

Aber der Zug pfliff, und die Maschine leuchtete weiter, und das Bornesgittern der Leute, die sich drängten, an den Feind zu kommen, überglänzte schon wieder goldig eine frohe Siegeszuversicht; goldig wie die heiße Sonne, die über diesem Lande hing.

Und dann kam die Nacht; schnell, unmittelbar. Und die Hand, die noch eben von den brennenden Augen die Sonne abgewehrt, griff jetzt fröstelnd nach dem Mantel.

Da verstummte die Unterhaltung.

22.

Ein langer Ritt lag hinter der Patrouille. Die Feldflaschen waren längst geleert.

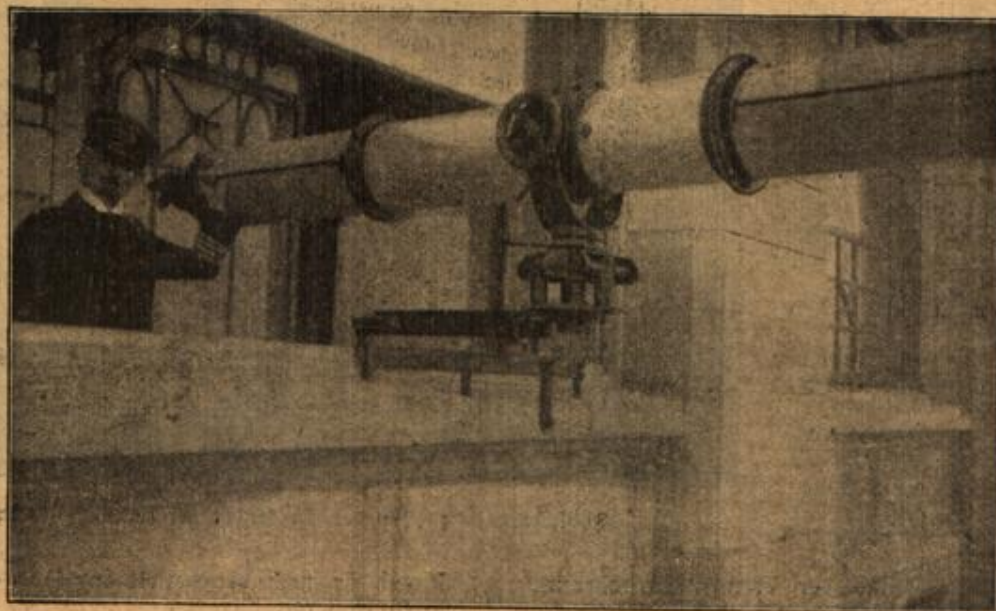
Gestern am Sonntag, nachmittag, hatte Prinz Alexander noch im Schatten einer Veranda gegessen. Wohlighatte er an einem richtigstehenden Tisch gegessen und — welch unerhörter Luxus im Felde

gegen die Gottentotten! — Kaffee aus einem wirklichen Kaffeeschälchen getrunken. Kaffee, Schatten, Ruhe! Eine Zahl Offiziere in ihren abgerissenen, abgeschabten Felduniformen um ihn herum.

Wie gut diese Erholung geschmeckt hatte! Der Orlog hatte sie arg genug zerzaust. Die scharfkantigen Steine und das Dornengestrüpp hatten Kleider und Schuhe zerfetzt. Die bloßen Füße sahen vorn heraus. Strümpfe kannte man schon lange nicht mehr.

Fußweh gelaufen und rüddig waren die Pferde.

Und von den Kameraden und braven Reitern fehlten so viele. . . . Zimmer und immer wieder wußte der braune Geener eine Falle zu stellen, einen Hinterhalt zu legen, und dann zu — entrinnen, zu entkommen, hinter diesen Dornen und Klippen, auf die sengend und dörrend der Sonnenball seine



Ein englisches Riesensfernrohr in wunderbarer Einrichtung, das an der Küste in Flandern vorgefunden wurde.

Phot. Giso-Film.

Pfeile niederschloß. Ja, ja, es war wirklich kein sehr leichtes Kriegslieben im fernen Afrika.

In fröhlichem Gepolter hatte die kleine Gesellschaft beim



Blick auf das französische Dorf Monampteuil am Aisne-Kanal.
Gesp. phot. Zellmann.

Kaffeeisch geessen. Offiziere und Reiter brannten darauf, nun einmal endgültig mit der Bande, die ihnen schon so viel Verluste beigebracht hatte, abzurechnen.

Da war ein Reiter auf ungesatteltem Pferde in die Feste galoppiert. Von dem triefenden Gaulle springend, hatte er kaum verständlich hervorgebracht, daß Gottentotten das Vieh abgetrieben hätten.

Die Pferde der Stappe aber waren größtenteils im Felde. Wie sollte man da der flüchtigen Räuber habhaft werden?

Da hatte Prinz Alexander bedächtig seine Uhr herausgezogen und dem Kommandanten erklärt: „In zehn Minuten reite ich mit meinen Leuten!“

Alle Welt hatte an seinen Worten gezweifelt, denn eben noch sah man seine Leute mit den Gäulen nach der Tränke ziehen.

Aber noch waren die zehn Minuten nicht vergangen, da war die kleine Schar beieinander gewesen, Prinz Alexander war aufgefressen. Neben ihm hielt sein Bursche und reichte ihm die Flinte und den Patronengurt.

Und dann waren sie der Fährte nachgesprengt.

Kreuz und quer, was die müden, rändigen Gäule hergeben und was die Riemen halten wollten.

Und die braunen Teufel, die immer wie der Dieb in der Nacht zum Rinderstehlen kamen, flohen und flohen, wie sie es immer getan, und sie lockten die Reiter hinter sich her durch Sand und Steine, Klippen und Dornestrüpp, hinein in das Land der brennenden, dörrenden Sonnenglut.

Und nun war der geringe mitgeführte Wasserborrat verausgabt. Das Flußbett, dem sie gefolgt waren, sollte zwar

der Karte nach einige Wasserstellen enthalten, aber sie waren trocken. Trocken und heiß war das Flußbett wie das Sandfeld umher.

Und dabei hatten sie Spuren von Hereros vor sich. Würden es die Leute, würden es die Pferde noch aushalten?

Die Zungen waren so ausgedörzt, daß keiner ein Wort sprach. Apathisch trieben sie die müden Gäule an, bis die kalte Nacht kam, diese sternklare, kalte, unvermittelt nach der Tageshitze hereinstürzende afrikanische Nacht.

Sollten sie nun weiter? Sollten sie hoffen, das ersehnte Wasser zu finden, ehe sie an den Feind kamen, der wie ein Nebel vor ihnen floss durch Klippen und Dornen? Sollten sie zurück? Zwei Tage lag die letzte Wasserstelle hinter ihnen.

Und der Führer der Abteilung, der vor so einem verzweifelten Entschluß stand, entschied: „Zurück!“

Schrecklicher und schrecklicher stellten sich die Qualen des Durstes ein. Höher und höher stieg die grausame Sonne, und ein Teil der Pferde brach zusammen.

Dann gaben sie ihm, wo eins fiel, den Gnadenstoß und warfen sich hin und tranken sein Blut mit den fiebernden Rippen. Die Reiter, Prinz Alexander, alle . . .

Und weiter ging es zurück mit zerschlagenen Gliedern und brennendem Gaumen, immer der eigenen Spur nach.

Wie gehetzt lief der Prinz voran. Seine Stute war längst verendet. Blutunterlaufen waren seine Augen. Stier und taumelnd folgte die Eskorte. Gaumen und Zunge waren brüchig geworden, wie zäher Gummi klebte der Speichel an den Mundwinkeln.

Und wie zum Sohne flommen die Erinnerungen heran, fröhliche Becherstunden beim Liebesmahl, wo die Gläser nicht leer geworden waren. Die peinigenden Bilder ließen sich nicht verdrängen.

Ohnmächtig, vom wahnsinnigen Durst gepeinigt, lagen gegen Mittag die Ermatteten am Bad. Dampf, mit bleierner Schwüle, brütete die Sonne ihnen zu Häupten.

Kam denn keine Rettung mehr?

Neben dem Prinzen lag Reiter Gack. Auch seine Sinne schienen wie abgestorben, aber er fuhr auf aus dem dumpfen Brüten, als der Prinz in ohnmächtiger Wut die Hände ins Erdreich schlug und grub und grub. — Er grub nach Wasser. Seine Finger bluteten, seine Nägel waren zerrissen . . .

Hier rangen sie alle mit dem Wahnsinn und dem Tode.

Und da trat es ein! — Der Himmel, immer so wolkenlos, die Sonne, immer so blendend heiß, verdunkelten sich, und



Indische Hilfstruppen der Engländer bei der Ankunft in Saloniki.

während sie noch verzweifelt im Sande lagen, wurden die Wolken finsterner.

Mit zuckendem Blick, mit tobendem Donner brach das Gewitter los.

Und wer seinen Gott nicht mehr kannte, und wer längst das Beten verlernt hatte, der lernte in dieser Stunde das Beten. Klatschend, wie aus Eimern geschüttet, sprang das rettende Raß vom Himmel . . .

23.

Herr Baumann in Köslin ließ sorgfältig die Flaschen pet-schieren, und sie gingen mit dem Andresenschen Fuhrwerk zur Bahn und von da in gemächlicher Fahrt nach Schlawe und Bötow, nach Labes und Schivelbein, nach Rügen und Poppel.

Friedrich Prengel aber stand am Gärtchen der Frau Reh-fuß, die ihre Gemüsebeete bestellte. Die alte Auguste Walter aber war gestorben. Mareile Rehfuß hatte jetzt den Hausstand unter sich. Sie machte ihre Sache brav, aber braver hätte es vielleicht die Mutter gemacht, diese saubere, stattliche Witwe.

Friedrich Prengel kam mit seinem Dachshund Fidus jetzt öfter zu ihr, oder sie kam auch zu ihm, um in dem Haus am Mühlentbach nach dem Rechten zu sehen. Das war dem braven Prengel ein Trost. Er fühlte sich sehr einsam.

Die Nachbarn fingen an zu tuscheln.

Aber das Hauptthema, wenn sich Friedrich Prengel mit der Frau Rehfuß und dem braunen Mareile unterhielt, war doch immer der Wilhelm und sein Dienst im Felde.

Die schlichten Berichte, die er schickte, in denen er schrieb von Kampf und Tod, von Kampf und Sieg, von seinem Prinzen, dem der Typhus fast das Leben gekostet hätte, und den er nun gepflegt habe, und von der Sehnsucht nach der fernem Heimat — die gingen von Hand zu Hand, und noch andere, wie Friedrich Prengel, konnten sie Zeile für Zeile auswendig.

Mehlers Gustav war schließlich doch nicht mit nach Afrika gekommen. Das Los hatte entschieden. Er war auf ein Schul-schiff gekommen und bediente ein Maschinengewehr als Nicht-schütze. Und Olga Andresen war jetzt wirklich eine gefeierte Künstlerin. Mit Stolz konnte der Vater auf seine beiden Kinder blicken. Hugo Andresen hatte das Examen mit Auszeichnung bestanden — nächstens würde er seinen Erholungs-urlaub in Köslin verbringen — und Olga war in der „Ber- liner Illustrierten Zeitung“ abgebildet gewesen, als sie von ihrer Tournee aus St. Petersburg zurückkam, reich an Beifall, reich an Perlen. In Berlin wollte man sogar wissen, daß in Rußland ein Großfürst um ihre Günst gekämpft habe, eben der, der ihr die Perlen, die so groß wie Haselnüsse waren, ver- ehrt hatte.

Aber der Mittelpunkt aller Gespräche, wenn Vater Prengel an seinem Stammtisch im „Adler“ erschien, blieb der Reiter Wilhelm Had. Und was täglich die Zeitungen und vor allem das Kreisblatt von dem heroischen Heldentum und der ruhigen Todesverachtung der Handvoll Leute berichteten, auf die das ganze Vaterland mit Stolz blickte, die da fochten und ritten und hungerten und dursteten — und die Kunde gaben davon, daß das Vaterland nicht eingeschlafen war auf den Vorbeeren von Sedan, sondern daß das Vaterland jetzt erst recht auf sein Heer bauen durfte, das seines Vertrauens wert war und in dem der alte, gute Geist noch lebte. — Davon ging ein Teil auf den hel- denmüthigen Reiter Wilhelm Had über.

Und Friedrich Prengel brauchte sich der Träne väterlicher Rührung nicht zu schämen, die in seinen Augen glänzte, wenn von Afrikas blutgetränkten Fluren und von seinen Streichern die Rede war.

24.

In der Kolonie aber tobte der Kampf. Wie immer, ver- suchten die braunen Teufel den deutschen Reiter aus den Schanzen in ihre Klippen und Dornen zu locken, zu fliehen und ihn dann aus dem sicheren Hinterhalt abzuschießen. Im- mer waghalsiger, immer dreister machte der Hunger die ver- schlagenen Feinde. Naht und zerrissen waren die eingebrach- ten Gefangenen. Von den spindeldürren Armen und Beinen stachen die aufgetriebenen Leiber ab, die sich seit Wochen von Käfern und Raupen genährt hatten. Immer frecher wagten sich die hungrigen Rebellen heran. Wie die Schakale lauerten sie um die Werften herum.

Und nun war man wieder einmal Hendrik Witboi auf den Ferien. In wenigen Tagemärschen, so hatten die Burschleute gemeldet, mußte man ihn einholen. In Eilmärschen ging es in die Kalahari hinein.

Die Regenzeit war zu Ende. Es ging wieder ostwärts, der glühenden Sonne entgegen. Menschenleer, unübersehbar dehnte sich die ungeheure Steppe des trockenen Elefantensflusses, in dem man den Räubern nachjagte.

Und immer wieder Enttäuschung!

Prinz Alexander hatte eine Gontentottenwerft bei einer Wasserstelle in Brand setzen lassen. Dann sollte der Rückzug

angetreten werden. Der Fuchs Hendrik hatte, wie so oft, die Kämpfer genarrt.

Da plötzlich ein Schuß in die Tiere, die gerade angegriffen werden! Ein zweiter — ein dritter. Zwei Döfeln brechen zu- sammen. Im Nu ist alles im Sattel.

Freiwillig erbietet sich ein Leutnant als Patrouille.

Sind es Nachzügler von Hendrik? Ist es der geriebene Fuchs mit seinen Orlogleuten selbst?

Prinz Alexander kennt den Leutnant. Ein Semester lang hat er mit ihm, dem sächsischen Husaren, auf Kriegsakademie in einem Hörsaal gegessen. Auf Wimmer ist Verlaß!

Mutig galoppiert der Sachse an. Sein Pferd bläst die Nüstern und will zaudern, aber ein kräftiger Schenkeldruck bringt das zitternde Tier vorwärts.

So fliegt er der sandigen Kuppe zu. Kaum können die beiden Reiter an seiner Seite mit ihm Tempo halten. Weit hinter sich läßt er die Gefährten. Auch sie müssen ihre Pferde erst anspornen.

Und während hinten die Kompanie blitzschnell an die Ge- wehre eilt und die Pferde, die in Eile zusammengetrieben wer- den, anschnürt und sattelt und die beiden Geschütze bespannt, ist Leutnant Wimmer, scharf nach dem hinterlistigen Gegner spähend, schon auf halbem Wege zu der sandigen Düne.

Da krachen aufs neue Schüsse. Zehn zugleich! Ein mör- derisches Schnellfeuer wie aus hundert Gewehren prasselt von dem Dünenkamm hernieder.

Zum furchtbaren Vollwerk, zur feuerspeienden Schanze ist diese sandige Kuppe geworden.

Der tapfere Offizier läßt die Flügel fallen. Seine Hand hat nicht mehr die Kraft, nach dem Säbel zu fassen. Vor seinen Augen wird es dunkel. Blitzschnell freien die Gedanken in seinem Hirn — die Heimat — der Vater, der ihn betreibt hin- ausziehen läßt — dann fühlt er, wie ihn eine Last zu Boden zieht, wie die Flinte, die er auf der Schulter trägt, ihn drückt und niederzieht. Nur Sekunden sind's gewesen.

Die beiden Reiter liegen neben ihm im Sande. Die Pferde machen kurz kehrt und bäumen auf, dann brechen auch sie unter dem prasselnden Schnellfeuer der braunen Teufel zu- sammen.

Sie streckten schon die Beine in die Luft, als die Kompanie zur Hilfe eilte.

„Schwärmern!“

Wie die Spürhunde schoben sie sich vorwärts. Von allen Seiten krochen sie flink durch die Dornen und Klippen. Exer- ziermäßig, kaltblütig, wie daheim auf dem Kasernenhof, rich- teten die Kanoniere das vorgetriebene Geschütz. Krachend fährt die erste Granate nach der Höhe.

Prinz Alexander ist auf dem rechten Flügel. Er eröffnet das Geschützfeuer. Er hat sich längst daran gewöhnt, selbst die Flinte zu führen, ein Schütze unter Schützen ist er. Mit So- heitsabzeichen lassen sich keine Gontentotten in die Flucht schla- gen. Wie Blunder hat er die Abzeichen seines Ranges weg- geworfen. Hier kann nur das Gewehr sprechen, im Notfall die Pistole.

Die Schwarzen geizen nicht mit den Patronen. Aus brei- ter Front von der Düne hernieder hageln die Geschosse.

Ein Döfel von der Bespannung heult in wahnsinnigem Schmerz auf und zerreiht sein Sattelzeug. Er stürzt, torkelnd, durch die deutschen Reiter. Zwei Meter vor dem Prinzen fracht er zu Boden.

Prinz Alexander wählte Flug zu tun, als er hinter den Gestürzten kroch. Hier galt es, jeden Millimeter Deckung aus- zunutzen. Aber die Gegner haben den Mann gesehen, der hin- ter den Balg kriecht. Eine Salve von Schüssen prasselt auf die Stelle. Im Nu ist das rüddige Fell durchlöchert.

Reiter Had liegt fünf Schritte von seinem Herrn entfernt. Kaum, daß der halb im Sand vergrabene Stein, hinter dem er Schutz gesucht hat, seinen Körper notdürftig deckt. Aber er hat Glück, die Geschosse, die ihm galten, sind abgeplittet. Da plötzlich, während er läd, sieht er das blasser Gesicht seines Herrn und er stockt eine Sekunde lang, an dem blassen Typhusgesicht rieselt ein Blutstrom nieder, sichert den Hals entlang — still liegt der Prinz.

Da springt er ohne sich zu besinnen auf. In zwei Sätzen liegt er neben ihm. Prinz Alexander sieht ihn aus weitause- rissenen Augen an.

„Laß mich!“ sagt er. „Mit mir ist nichts. Ein Schwindel — aber wie kommst Du hierher? Das Tier schützt uns nicht.“

„Ich mußte, Sobott —“

(Schluß folgt.)

Seit 25 Jahren war er in einer großen Fabrik angestellt. Er besaß jedoch keine hervorragende Geschäftstüchtigkeit, und deswegen war sein Gehalt verhältnismäßig niedrig geblieben. Aber das schien ihm völlig gleichgültig, und all seine Bekannten schätzten ihn als den treuesten Menschen, den es geben konnte. Und obgleich seine Kollegen sich heimlich über ihn lustig machten, mochten sie ihn alle gern. Sie meinten, Karl Gabels sei nie jung gewesen.

Man hielt ihn für einen gutmütigen Dummkopf und erzählte sich zahllose Fälle seiner sinnlosen Hilfsbereitschaft. Er half dem Bedürftigen, ohne viel zu fragen.

Nach 10jähriger Tätigkeit avancierte er. Er war damals noch im Vollbesitz seiner Arbeitskraft, seine Wohltätigkeit schien sich jedoch etwas vermindert zu haben. Ein starker Sparmaßstabszug trat bei ihm hervor.

Vielleicht will er sich verheiraten, sagten seine Freunde.

Aus seinem Benehmen schloß man, daß seine Aufmerksamkeit auf etwas gerichtet war, das außerhalb des Geschäfts lag. Aber was konnte das sein? Vielleicht sparte er auch sein Gehalt für kommende Zeiten, denn scheinbar lebte er eingeschränkt.

Und so entstand das Gerücht, daß Karl Gabels für seinen künftigen Ruhestand spare. Für alle sich hierauf beziehenden ironischen Bemerkungen seiner Kollegen hatte er nur ein leises Lächeln.

Er hatte sein 28. Dienstjahr hinter sich, als die Firma von einem lange erwarteten Krach erschüttert wurde. Alle Auswege schienen gesperrt. Gabels wurde von dem ältesten Inhaber ins Privatkontor gerufen. Das war eine unerwartete Ehre, und der alte Buchhalter büßte seinen schäbigen Anzug, ehe er eintrat. Ohne irgend eine Einleitung begann der alte Herr: „Herr Gabels, Sie wissen ja, wie es mit uns steht!“

„Ja,“ antwortete dieser und rieb seine dünnen Hände, die selbst in der wärmsten Jahreszeit erfroren aussahen.

„Nun wohl, es gilt jetzt, zusammen zu arbeiten,“ sagte der Chef grimmig. „Das ist nur eine augenblickliche Kalamität, denn wir sind zu solide, um fallieren zu können, aber wir müssen all unsere Hilfsquellen heranziehen. Unser Personal hat uns nach Kräften auf das Edelmütigste unterstützt. Wir nehmen, was wir bekommen können. Und nun frage ich Sie, ob wir von Ihnen daselbe erwarten dürfen.“

„Na,“ antwortete Gabels etwas verlegen.

„Gut. Das habe ich von einem unserer ältesten Buchhalter auch erwartet. Ich will nicht in Ihre privaten Angelegenheiten blicken, aber ich vermute, daß Sie uns eine größere Summe leihen können. Wenn das auch nur ein Tropfen im Meer bedeutet, so ist momentan jeder kleine Beitrag eine Hilfe.“

Gabels erbleichte.

„Das kann ich nicht,“ sagte er heiser.

„Was sagen Sie?“

„Ich — ich glaube, Sie meinen irgend eine andere Hilfe. Ich will gern ohne Gehalt arbeiten, aber mit Geld kann ich Ihnen nicht helfen, so gern ich es wollte. Alles, was ich habe — brauche ich selbst.“

Der Chef betrachtete die zitternde Gestalt. Es schien ihm, als ob Gabels nicht die Wahrheit spräche.

„Nun,“ sagte er endlich, „es war unrecht von mir, das zu erwarten. Sie werden verstehen, daß wir gezwungen sind, unser Personal einzuschränken, und es tut mir leid, Ihnen dies sagen zu müssen — wir können Ihre Dienste jedoch nicht länger gebrauchen. Die Verhältnisse zwingen uns zu diesem Schritt; glauben Sie jedoch nicht, daß meine Forderung etwas mit Ihrer Entlassung zu tun hat. Natürlich brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß Sie Aussicht hätten, Teilnehmer in unserer Firma zu werden, sobald die Verhältnisse sich anders gestalten. Doch nun bleibt mir keine Wahl.“ In seinem müden Blick lag ein Ausdruck, der keine Gegenrede duldete.

Gabels wandte sich still um und ging.

Nach achtundzwanzig Jahren treuen Dienstes war er also verabschiedet.

„Das ist gut für ihn,“ meinte das Kontorpersonal, „nun kann er ausruhen, so viel er will. Das Geld hat er ja dazu.“

An jenem Abend wanderte er den weiten Weg nach Hause, wie er es so oft getan hatte, den Regenschirm in der Hand,

doch lächelte er nicht, wie sonst. Etwas in ihm war in Unordnung geraten.

Die Kollegen wußten, daß er nie verheiratet gewesen war, aber sie wußten nicht, daß er auch keinen Lebensroman hatte. Er liebte es nicht, über seine Herzenserfahrungen zu sprechen. Er war altmodisch in seinen Ansichten und beobachtete die Liebe als etwas Heiliges — etwas Unantastbares.

Als das Mädchen, das er liebte, sich mit einem andern verheiratete, blieb sie für ihn noch immer „die Einzige“, und seine Freundschaft war ebenso treu, wie vorher seine Liebe. Mit selbstloser Freude betrachtete er ihre Ehe — wußte doch niemand, was ihn das kostete — und mit warmem Interesse folgte er dem Heranwachsen der sieben Töchter.

Aber als die jüngste kaum fünf Jahre alt war, starben die Eltern, und das hinterlassene Vermögen reichte nicht für den Unterhalt aus. Da trat Gabels als Beschützer auf.

Es gehört viel dazu, sieben Mädchen zu erziehen und auszubilden. Allmählich verheiratete sich eine nach der andern, doch keine wurde wohlhabend.

Kluger Nachbarn ließen ihn zuweilen verstehen, daß sie seine Handlungsweise unvernünftig fänden. „Sie sollten Ihre Schützlinge arbeiten lassen. Sie müßten hinaus in die Welt und mit dem Leben kämpfen.“

Dann zuckte er nur die Schultern und antwortete: „Nie, ich kann für sie alle sorgen und bin glücklich darüber.“

Die Jüngste war seit einiger Zeit verlobt. In elfter Stunde hatte er nun seine Stellung verloren. Seine Ersparnisse waren nicht besonders groß, und er überlegte und grübelte während der ganzen Nacht, was nun zu tun sei.

„Du ziehst zu uns, Onkel,“ bat sie an dem Abend, als sie ihm von ihrer Verlobung erzählte. „Wir werden hier ganz in der Nähe wohnen. Du mußt bei uns leben.“

Bärtlich aber bestimmt antwortete er mit „nein“ und strich ihr über das Haar. Und jetzt durfte sie nicht erfahren, wie es um ihn stand. Er mußte sich nach einem andern Posten umsehen.

Lange sann und grübelte er über Mittel und Wege, seinen Haushalt noch mehr einzuschränken, um zunächst Marias Aussteuer und Hochzeit bestreiten zu können. Wie das Leben sich dann für ihn gestalten würde, war nicht so wichtig. Er würde schon irgendwie durchkommen.

Vom nächsten Morgen ab wanderte er von Kontor zu Kontor. Es war eine schwere Aufgabe, mit sechzig Jahren Arbeit zu finden, und sein Mut sank immer mehr. Stets erhielt er dieselbe Antwort. Die einen lachten, die anderen bedauerten und alle verneinten.

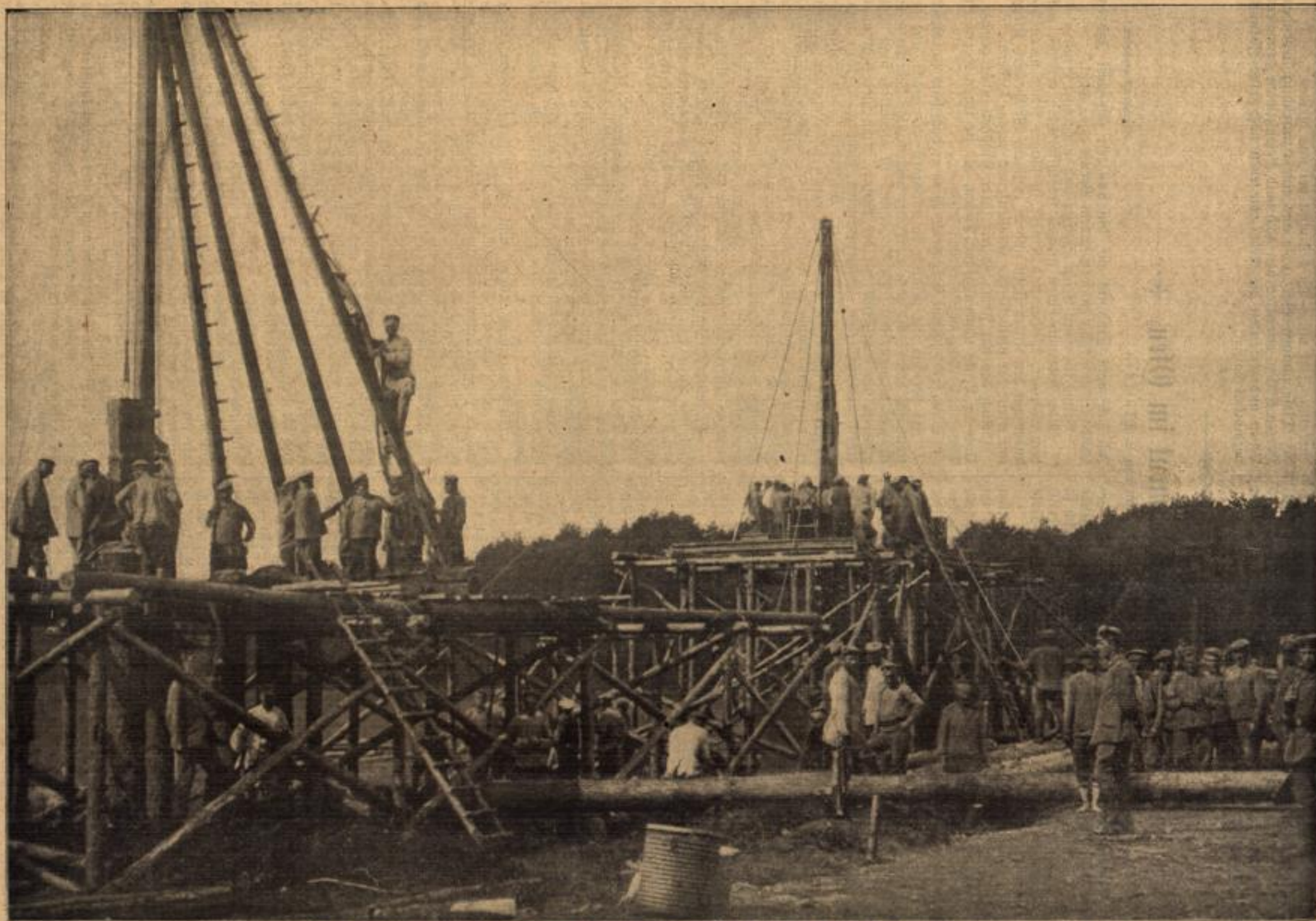
Seinen Stolz mußte er in diesen Tagen unterdrücken. Niemand wollte glauben, daß er arbeiten müsse — wo hatte er denn sein Geld gelassen? Jeden Abend kehrte er müde an Leib und Seele heim, aber wenn Marie ihn schlecht aussehend fand und meinte, er arbeite zuviel, dann lächelte er nur.

So nahte der Hochzeitstag. Die Schwestern hatten sich mit ihren Männern eingefunden, und nichts fehlte, was Geld und Liebe herbeischaffen konnte. Gabels war der heiterste von allen. Dieser Tag war ja der Glanzpunkt seines Lebens, der Schlußstein seines Lebensbaues.

Während die Gäste das Abschiedsmahl ettnahmen, schlich er unbeachtet in sein Zimmer. Ein seltsames Gefühl überkam ihn, als erwache er plötzlich aus einer langen Krankheit. Marie war nun auch verheiratet. Sein Lebenswerk war vollendet. Was konnte ihm sein Lebensabend noch bringen?

Das Alter, die rastlose Arbeit, die Anspannung hatten seine Kräfte fast aufgezehrt, er war seelisch und körperlich verbraucht und fühlte sich so alt, so alt.

Schwankenden Schrittes ging er an den kleinen Schreibtisch, zog ein Schubfach auf und holte eine alte, vergilbte Photographie hervor. In der hereinbrechenden Dämmerung versuchte er die Züge zu erkennen, dann küßte er das Bild ehrfurchtsvoll. Sie war damals in Marias Alter, und die Jüngste ähnelte der Mutter am meisten. Deshalb hat er sie wohl auch stets mehr geliebt, als die andern Kinder. — Aber es wurde ihm schwer, klar darüber zu denken. Das Bild schien ihn anzulächeln und zu sagen: „Ich habe acht gegeben auf alles, was Du an meinen Kindern getan hast. Nichts ist mir entgangen, nichts habe ich vergessen.“



Unsere Eisenbahner im Osten beim Bau einer Brücke über lumpfiges Gelände.

Ein plötzlicher Krampf schnürte ihm das Hera ausammen, und taumelnd sank er in den nächsten Stuhl. Drinnen hatte die Festesfreude ihren Höhepunkt erreicht. Da bemerkte man endlich seine Abwesenheit. Und als er aus seiner tiefen Ohnmacht erwachte, blickten ihm die sorgenvollen Augen der ihn umringenden Kinder entgegen.

„Nun gibt es aber keine Widerrede mehr,“ meinte Marie energisch, „jetzt mußt Du bestimmt bei uns bleiben.“ Diese innigen Worte, die aus einem aufrichtig liebenden Herzen kamen, erweckten den noch halb Bewußtlosen zu neuem Leben und zerteilten die Nebel, die eben noch seine Zukunft verdunkelt hatten.

Das Dokument im Ofen.

(Fortsetzung.)

Kriminalroman von L. Blüme.

(Nachdruck verboten.)

„Ich wäre überglücklich, mein Herr, wenn Sie mir gestatten würden, täglich hier herumzustreifen und diese köstliche Luft zu atmen,“ spricht sie voll kindlicher Freude. „Bin ich ja doch, trotzdem man mich volle zwölf Jahre nicht aus Berlin fortgelassen hat, kaum bis in die Vororte, mit ganzer Seele ein Landkind geblieben.“

Mein Vater war auch Gutsbesitzer. In Mecklenburg hatten wir unsern Besitz. O, die Zeit meiner Kindheit, die ich im Vaterhause verleben durfte, wird mir unergänglich bleiben, denn sie war die schönste meines Lebens. Der Papa starb leider sehr früh, ich zählte kaum sechs Jahre damals. Meine Mutter heiratete dann den Berliner Bankier Rosengarten, dem wir sehr viel Gutes zu verdanken hatten, und wir zogen in die Großstadt. Aber es ist gewiß schon recht spät, Herr Reimann? O Gott, vier Uhr! Da muß ich mich aber beeilen!“

„Gestatten Sie, daß ich Sie hier aus dem Dicksicht hinausbegleite,“ spricht Bruno. „Es ist bis zum Gutshof nicht weit. Ich werde mir erlauben, Sie zur Stadt zu fahren.“

„Aber das ist doch ein gar zu lebenswürdiges Anerbieten, Herr Reimann. Ich danke Ihnen verbindlichst. Das könnte ich ja gar nicht annehmen. Wenn Sie mir nur den nächsten Weg weisen wollen, dann trete ich die Heimreise gern wieder auf Schusters Rappen an. Ich bin, gottlob, gut zu Fuß!“

„Der nächste Weg würde sich nicht so leicht bezeichnen lassen. Sie hätten mindestens eine Stunde zu gehen. Ich fahre Sie mit dem größten Vergnügen zur Stadt, mein gnädiges Fräulein, damit Ihre werten Eltern nicht in Sorge um Sie sind.“

„Mein Stiefvater lebt nur noch. Er will sich in Ihrem Städtchen erholen. Wir bewohnen die Villa Ruise. Ich danke Ihnen wirklich bestens für Ihre Freundlichkeit, und will Sie nicht länger versäumen, Herr Reimann.“

Doch er bestand auf seinem Willen, und schließlich fügte sie sich. An seiner Seite schreitend, verließ sie bald jegliche Befangenheit, und sie plaudert mit ihm wie mit einem Menschen, der sie versteht, der wie sie fühlt und denkt. Und in seinem Herzen wird es so licht, so frei, er vergißt die schwere Sorge, die ihm der heutige Tag gebracht, und segnet diese Stunde, die ihn mit einem so lieblichen Wesen zusammengeführt, das Sonnenschein verbreiten muß, wo es sich nur blicken läßt.

Auch er, der Schweigsame, Insidiggekehrte, redet auf einmal lebhaft von allem Möglichen, und sein Wunsch, die Kunst der Unterhaltung junger Damen zu verstehen, scheint sich urplötzlich erfüllt zu haben, denn Irmgard lauscht mit größtem Interesse seinen Worten. Er ladet sie ein, doch recht häufig sein Städtchen Reich zu besuchen, und er bietet sich mit edlem Anstand, ihr noch manches zu zeigen, das sie bewundern würde, wie er annehmen dürfe. Da wären z. B. Ginnengräber, ein uralter Gedenkstein aus heidnischer Vorzeit und allerlei sonst noch. Treuherzig erzählt er ihr dann auch, wie es gekommen, daß er Landwirt werden mußte: „Ich hing an unserer Scholle mit ganzer Seele, aber da ich nicht der Älteste war, so sollte ich einen andern Beruf ergreifen als den meiner Väter. Ich ging zum Militär. Sah aber bald ein, daß ich für den Offiziersberuf, so sehr ich denselben auch verehere, aus mancherlei Gründen nicht geeignet war. Ich zog also des Königs Rod schon nach kurzer Leutnantszeit wieder aus und wandte mich nun dem Studium der alten Sprachen zu. Auch das befriedigte mich nicht. Ich warf mich auf ein anderes und versuchte dieses und jenes. Befah ich ja doch so viel Vermögen, daß ich ganz nach meinen Neigungen leben konnte und nicht um das tägliche Brot zu sorgen brauchte. Philosophie und Geschichte wurden dann mein Gebiet. Ich ging ganz auf darin und fühlte mich glücklich dabei. Aber gerade an dem Tage, als ich meine Doktorarbeit in Angriff genommen, erhielt ich die Nachricht von dem plötzlichen Tode meines älteren Bruders, dem das Gut gehörte, und zugleich, daß derselbe nicht nur sein väterliches Erbe durchgebracht, sondern auch mein Vermögen, das ich ihm arglos anvertraut. Da befah ich denn also nichts mehr als das mir jetzt zufallende arg verschuldete Gut meiner Väter.“

Ich gab mein Studium auf, bin nun seit fast zwei Jahren Landwirt und fühle mich in diesem Berufe ganz wohl.“

Bruno tut einen tiefen Seufzer und macht eine Pause.

Nun hat man einen großen Kartoffelschlag erreicht, auf dem Männer, Weiber und Kinder in langer Reihe nebeneinander auf den Knien sitzen und in emsigem Wettbewerb Kiepe um Kiepe der vielbeliebten Knollenfrucht zutage fördern.

Auch das hat Irmgard seit ihrer Kindheit nicht gesehen. Und die Leute machen große Augen, als sie ihren Herrn in Damenbegleitung vorübergehen sehen.

Was soll das nur bedeuten? Wird er doch bald heiraten?

Es berührt ihn peinlich, so angegafft zu werden, und er freut sich, daß es bis zum Park nur noch wenige Schritte weit ist. Was man den „Park“ nennt, ist eigentlich nicht viel anderes, als das Stück mit der Ruine. Auch hier sieht man einen überwucherten, ausgetrockneten Graben, Weiden und Erlä in buntem Durcheinander. Weiterhin stehen Holunderbüsche mit schwarzen Beeren, an denen sich ein paar Staren ergötzen, und Pappeln, Ulmen, einige Tannen und Birken, umgeben von allerlei Strauchwerk und Klettergewächsen. Von Wegen und Stegen erblickt man nichts. Erst näher dem Herrenhause zu herrscht Ordnung. Da sieht Irmgard wohlgepflegte Beete mit leuchtendgelben Georginen, verschiedenfarbigen Asters, und einige Stämme mit herrlichen Rosen.

Lächelnd entschuldigt Bruno die Verwahrlosung, indem er sagt, sein Vorgänger hätte es nicht für der Mühe wert gehalten, den Park herrschaftlich zu gestalten, und ihm fehle es an den Mitteln dazu. Später komme er vielleicht noch daran, wenn mehr Arbeitskräfte vorhanden seien.

Doch Irmgard findet alles gerade so, wie es da ist, wunderbar schön und eigenartig. Das Wohnhaus aber mit dem roten Weingerank erinnert sie, wie sie begeistert ausruft, lebhaft an ihr Vaterhaus auf dem mecklenburgischen Gut.

Nun erscheint auch die alte Frau Richter mit dem faltigen Gesicht und den fliegenden Haubenbändern im Rahmen der Haustür.

Sie traut ihren Augen nicht, als sie ihren jungen Herrn in so aufgeräumter Stimmung in Begleitung einer bildschönen jungen Dame vor sich sieht. Aber es erscheint ein unbefennbarer Zug von Mißbilligung neben dem Ueberraschung auf dem biedereren Matronenantlitze. Dennoch nötigt sie sich als Dame des Hauses fühlend, das Fräulein herein und ladet es ein, mit ihnen eine Tasse Kaffee zu trinken.

Ein Salon ist das nun keineswegs, das große, kahle Zimmer mit den zwar wertvollen, aber gänzlich unmodernen beiden Delgemälden an der Wand und den überaus einfachen, geradezu dürftigen Möbeln, in welches Irmgard geführt wird. Fast kommt es Bruno jetzt wie ein Verbrechen vor, was er getan. Frau Richters zürnender Blick hat ihn urplötzlich ernüchtert, und die Befangenheit, die ihn zu Anfang das rechte Wort nicht finden ließ, stellt sich wieder ein.

Wird die vornehme Dame sich nicht hinterher über Dich lustig machen? Wie konntest Du sie nur hier in Dein armseliges Junggesellenheim mitnehmen! sagt er zu sich selber, und er glaubt Irmgards Gedanken zu erraten: „So stellte ich mir die Wohnung eines Gutsbesitzers hierzulande denn doch nicht vor. Das ist ja ein ganz gewöhnlicher Bauer!“

In Wirklichkeit lag ihr ein solcher Gedanke ganz fern; sie befremdete nur das Wesen der alten Frau etwas, die ihr ab und zu über die Brille hinweg einen feindseligen Blick zuwarf und, als sie hörte, daß Herr Reimann selber mit zur Stadt fahren wollte, die Bemerkung nicht unterdrücken konnte: „Das wird für die beiden Schwarzen aber doch zuviel, vormittags zur Stadt und nachmittags noch einmal.“

Erst als Bruno auf dem Wagen neben Fräulein Nordenfeld sitzt und sie seine Rappen loben hört, kommt abermals Leben und Frohsinn in seine Seele. Er ist ja doch Herr im Hause, was gehen ihn die andern an? Und dieses Fräulein

ist ein Landkind, es denkt vernünftig und wird ihn nicht hinterher verspotten.

Ehrliche Bewunderung leuchtet ja jetzt wieder aus den schönen Augen, und der rote Mund plaudert so recht vergnügt. „Herr Reimann,“ spricht Irmgard lachend, als man den Kirchturm auftauchen sieht, „ich werde also von Ihrer gütigen Erlaubnis den ausgiebigsten Gebrauch machen. Aber das sage ich Ihnen, Sie sollen mich nicht wieder überrumpeln! Wo Sie sich gedungen fühlen, mir gleich so viele Kavalleriedienste zu erweisen, sogar mit den Schwarzen zum zweitenmal zur Stadt meinewegen fahren, da wäre es ja unverantwortlich von mir, wenn ich Ihnen nicht aus dem Wege ginge.“

Eine leidenschaftliche Erwiderung schwebt ihm auf der Zunge. Doch gerade jetzt wird seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes gelenkt: Leicht und elegant rollt ihnen auf weichen Gummirädern eine hochherrschaftliche Equipage entgegen.

„Das ist der Tannenhöher!“ bemerkt Bruno, während seine Miene sich verfälscht. Daß er diesem seinem ärgsten Widersacher gerade jetzt begegnen muß, ist ihm höchst unangenehm.

Stolz hintenübergelegt in das schwellende grünantene Polster, sitzt Herr v. Lupenski da, den Rauch seiner Zigarette in die Luft blasend und den Himmel durch sein Monocle betrachtend, als ginge ihn die arme Erde überhaupt nichts mehr an. Zusammengekauert wie ein Klumpchen Unglück und in einen mächtigen Kapuzenmantel gehüllt, daß nichts als die Brille und die rote Nasenspitze von ihm zu sehen ist, kauert der Rechtsanwalt und Notar a. D. Schimmelpfennig neben dem stolzen Edelmann. Beide sind stark angetrunken und befinden sich in einem Stadium der Erschöpfung, das ihnen die Zunge schwer macht und die Augenlider noch schwerer. Darum werden sie auf das Fuhrwerk von Grünthal erst aufmerksam, als dasselbe an ihnen vorüberjagt.

„Bombenelement!“ ruft da aber v. Lupenski aus, das Monocle fallend und den etwas schief sitzenden Zylinderhut zurechtstreichend, „wer sah da neben dem Bauern von Grünthal? Das muß ja doch die schöne Hexe gewesen sein — das Millionemädel aus Berlin!“

Der andere grunzte nur unverständliche Laute vor sich hin. „Antscher, wer sah da neben Reimann im Wagen?“ fragte v. Lupenski diesen jetzt.

„Ich kenne die Dame nicht, gnädiger Herr. Aber ich sah sie heute vormittag mit einem alten Herrn im Hotel. Es sind, glaube ich, Sommerfrischler aus Berlin, die sich um ein paar Monate verspätet haben.“

Der Edelmann reibt sich die Augen und geht ganz in der Frage auf: „Wie kommt das Fräulein auf Reimanns Wagen?“ Vor dem Stadttor stieg Irmgard ab, trotzdem Bruno sie durchaus bis zur Villa Luise fahren wollte.

Er sah noch einmal ihr holdes Lächeln, hörte noch einmal den aus ehrlichem Herzen kommenden Dank von ihren rosigen Lippen, fühlte das zierliche Händchen in seiner Rechten und fuhr dann heim, ganz in selige Träume versunken.

Welch ein Tag war das doch heute! Er versuchte, an anderes zu denken, an alles mögliche, aber immer lächelte ihm Irmgards süßes Kindergezicht mit den sammetglänzenden Augen, den weißen Perlenzähnen und den Rosenslippen.

„Närrischer Mann!“ mußte er sich selber schelten. „Bist mit Deinen achtundzwanzig Jahren verliebt wie ein siebzehnjähriger Jüngling!“

Gegen Frau Richter war Bruno nachher lange nicht so liebenswürdig wie sonst. Er zürnte ihr, weil sie Fräulein Nordensfeld nicht ganz anders behandelt hatte. Auch gegen den getreuen Seidenfranz, der des Abends immer noch ein Stündchen bei ihm zu sitzen pflegte, war er kühler und zeigte nicht das gewohnte Interesse an dessen mannigfaltigen Auseinandersetzungen und die Wirtschaft betreffenden Plänen.

Er sehnte nur den nächsten Tag herbei, wünschte gutes Wetter für denselben und überlegte, was er alles sagen wollte, wenn das geliebte Mädchen wiederkommen würde. Entgehen sollte sie ihm nicht, er wollte wohl aufpassen.

Und richtig, schon bald nach dem Mittagessen sah Bruno Irmgard wieder. In dem Haselgebüsch an der Grenze hatte er wie ein Belagerter mit scharf spähenden Widen und hochschlagenden Herzen auf sie gewartet.

Aber sie scheint keineswegs angenehm berührt von dieser für sie so ganz unerwarteten Begegnung. Darum sagt sie nach kurzer Begrüßung in etwas kaltem Ton: „Ich habe heute keinen großen Spaziergang vor, wollte nur bis ins Wäldchen dort und dann gleich zurückkehren.“

Seine Verlegenheit und Enttäuschung tut ihr aber doch leid. Darum wird sie bald wieder herzlicher und sucht nach

einem natürlichen Grunde dafür, daß sie ihn gleich hier getroffen. Der Zufall könnte es gefügt haben. Sollte er sie wirklich hier erwartet haben, dann müßte sie ja vor ihm auf ihrer Gut sein, dann wäre er eben so aufdringlich wie die Herren in Berlin, die sie überall belagerten. Und das will sie ihm nicht zutrauen, denn dieser Mann hat einen Eindruck auf sie gemacht wie noch kein anderer.

Jetzt sieht sie wieder in seine großen, tiefblauen Augen, in denen ein Feuer lodert, daß sie in Schreden setzt. Dennoch wendet sie ihre Blicke nicht von ihm. Eine Macht geht von diesen Augen aus, die sie fürchtet, der sie aber nicht entgehen kann.

Und dabei stottert der große starke Mann, der ihr vor- kommt wie ein Germanenreue aus längstvergangenen Zeiten, so verlegene Worte, als hätte er Furcht vor ihr, dem schwachen Mädchen.

Vergessen sind die wohlgesetzten Worte, mit denen er sie unterhalten wollte, er weiß nur, daß sein Herz in sehnächtiger Liebe glüht, daß dieses Wesen da vor ihm seine Sinne verwirrt, ihn gänzlich bezaubert hat.

Irmgard ist nicht zu bewegen, heute irgendeine der von Bruno angeführten Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Sie kehrt wirklich zu seinem größten Leidwesen schon sehr bald zurück. Doch in den nächsten Tagen sieht er sie regelmäßig wieder, und sie findet nichts mehr dabei, daß es der Zufall immer so fügt, daß sie ihm begegnen muß. Mehr und mehr lernt sie ihn schätzen und gewinnt die feste Ueberzeugung, daß ein Mensch wie Bruno Reimann ein treuer Freund sein würde, auf den man sich verlassen könnte. Sein gediegenes Wissen imponiert ihr, seine ganze Weltanschauung entspricht ganz ihrem eigenen Denken, lauter und rein erscheint ihr sein Wesen, und mehr und mehr beginnt in ihrem Herzen, das sie vor Liebe gefeilt glaubte, ein leise darin glimmendes Feuer emporzulodern zu heller Flamme.

Sie will es noch nicht wahrhaben, sie kämpft mit aller Gewalt dagegen an, aber wie es um das arme Ding bestellt ist, das kommt ihr jetzt zum vollen Bewußtsein, wo durch einen jähen Bitterungsumschlag den herrlichen, genussreichen Spaziergängen jäh ein Ende bereitet worden ist.

Da muß sie den ganzen langen Tag still in den öden Räumen der Villa zubringen, des Stiefvaters Stöhnen anhören, ihm die Börsenberichte aus zehn und mehr Zeitungen vorlesen und sein Murren und Nörgeln geduldig über sich ergehen lassen. O, welch ein Unterschied in der Unterhaltung zwischen ihm und dem geistreichen Gutsbesitzer von Grünthal!

Rosengarten hat für nichts in der Welt Interesse, als für Geld und Geldeswert.

2.

Am Tage nach dem für Konstantin v. Lupenski so glücklich verlaufenen Termin befand sich derselbe schon frühzeitig in Begleitung seines Freundes Schimmelpfennig wieder auf dem Wege zur Stadt. Was ihn heute hierherzog, war die schöne Blondine. Er wollte sie wiedersehen, wollte wissen, wie sie auf Reimanns Wagen gekommen war, und trug brennendes Verlangen, ihr und ihrem Vater vorgestellt zu werden. Wo sein Freund mit diesem von früher her recht gut bekannt war, da mußte sich das ja leicht machen lassen. Heute fuhren sie ganz allein in einem eleganten, nur mit einem Kappen bespannten Gig. Schimmelpfennig sah wieder zusammengekauert und verummumt da, daß man nur die Brille und die rote Nasenspitze von ihm sah. Vielleicht war er es gewohnt, sich zu verhüllen, weil es ihm im Leben schon oft sehr erwünscht gewesen, nicht allzu scharf beobachtet zu werden.

„Nun erzähle mir aber endlich Genaueres von dem Bankier Rosengarten,“ sprach v. Lupenski jetzt, als sie vom Schloßberg in den Wald einbogen. „Du doch nur mir gegenüber nicht immer gar so geheimnisvoll. Ich denke, wir haben voreinander nichts mehr zu verbergen, wir sind doch treue Bundesbrüder, die engere Bande verknüpfen als Freundschaftsfesseln.“

„Ist durchaus kein Geheimnis, Freundschen,“ antwortete der andere mit belegter Stimme. „Bin nur etwas wortfarg, weil mir der Kopf noch von gestern brummt. Also ich kenne Rosengarten noch aus seiner Werdeperiode, aus der Zeit, wo sein Leben nichts als ein großer Brozef war. Da hat er mich, der ich damals schon zu den bekanntesten Anwälten zählte, öfter zu seinem Rechtsbeistand gewählt, und ich habe manche heiße Sache für ihn zu gutem Ende geführt. Er verdankt mir größere Summen als Du. Ich ging dann in seinem Hause auch ein und aus, bis das Glück mich verließ und damit die meisten meiner guten Freunde.“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Kurzweil

1. Querbild.



Wo ist der Kellner?

2. Synonym.

Ran spricht von mir bei Regenschauern;
Das Schachspiel wählt bei mir meist Bauern;
Oft sind in mir auch schlimme Leiden,
Und alle Menschen muß ich leiden.

3. Zweifelhafte Worträtsel.

Ein Dichter wars, des Niedergrüße
Beseelt echt deutsche Frömmigkeit,
Doch ohne Kopf und ohne Füße
Ist es ein Maß aus früherer Zeit.

4. Leiterrätsel.

A				e
a	a	e	e	e
g				g
g	h	i	i	i
i				k
l	l	u	u	r
r				r
r	s	t	t	u
u				w

Nach Umstellen der Buchstaben in der
 Zeiter ergeben die Balken von oben nach
 unten gelesen ein Fischerei- und ein Haus-
 gerät, die Sprossen: 1. Volksstamm,
 2. Männlicher Name, 3. Eigenschaft,
 4. Orientalische Krönkrone.

5. Sprichwort-Rätsel.



Wie heißt das Sprichwort, das durch dieses Bildchen illustriert wird?

6. Arithmetische Aufgabe.

Ein besetzter Stützpunkt auf einem Hügel ist mit 48 Mann besetzt. Dieselben sollen so aufgestellt werden, daß nach jeder Seite 20 Mann sofort gefechtsbereit sind (also nach Osten, Westen, Süden und Norden). Wie sind dieselben zu gruppieren?

Solingen: 1. Bild auf den Kopf stellen, dann
Reiten — 2. Wang. — 3. Weller, etc. — 4. Die halben
Kugeln: eingekaut, Zeinlaß; die expelliren: Steier,
erzinn, Stubb, Lira. — 5. Wenn auch daselbe tun,
In es doch nicht daselbe. — 6. 8 4 8

4 7
8 4 8



Eine russische vorbildliche Einrichtung. Wir zeigen hier die photographische Abbildung eines russischen Schulzeugnisses. Es ist dabei sehr interessant, festzustellen, daß die Russen die Schulzeugnisse bereits künstlerisch ausstatten, natürlich im nationalen Sinne, um sogar den Kindern schon in den Schulzeugnissen Interesse für das Landheer und die Marine einzupflanzen. Das Schulzeugnis ist im Jahre 1915 ausgestellt worden und zeigt außer dem üblichen Text das Bild des Zaren, des Thronfolgers und des russischen Oberbefehlshabers Nikolai Nikolajewitsch. Außerdem sehen wir oben ein Bild vom Gebet vor der Schlacht und unten ein Rosafengedecht mit deutschen Husaren und ein Schiffsbild russischer Kriegsschiffe an der russisch-türkischen Küste. Der Wahlspruch des Schulzeugnisses lautet: Für Glaube, Kaiser und Vaterland.

Gute Kameradschaft. In welcher harmonischen Weise die deutschen Truppen mit der Bevölkerung in den von ihnen besetzten Gebieten verkehren, zeigt unser Bild, das polnische Freiwillige und deutsche Soldaten vor ihrem gemeinsamen Quartier in Russisch-Polen darstellt.

